

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 12

Artikel: Ein langer Tag
Autor: Bretscher, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein langer Tag

„Ich gehe jetzt“, sagt der alte Jakob zu seiner Schwiegertochter.

„Gut“, antwortete sie, „aber laß dir Zeit und Ruhe ab und zu aus; die Tage sind schon recht lang, und heiß wird es auch. Wenn Bärbeli aus der Schule kommt, schicke ich es mit dem Essen hinaus.“

Sie bleibt noch eine Weile auf der Schwelle stehen und schaut dem Davonziehenden nach. Ruhig und stetig schreitet er dahin; nie hat sie ihn anders gesehen als ruhig und stetig in all seinem Tun. Dabei leistete er bis vor wenigen Jahren so viel, daß ihn auch der Jüngste nicht überholen konnte. Jetzt freilich wird ihm vieles beschwerlich. Seit vor zwei Jahren Bärbe, seine Frau, gestorben ist, hat der Vater sichtlich gealtert, aber die Arbeit in seinem geliebten Rebberg durfte ihm nicht genommen werden.

So, aber jetzt muß sie sich sputen. Ihr Mann und der Knecht sind auf dem Felde, die Kinder in der Schule, vielleicht bringt sie es fertig, noch ein bis zwei Stunden im Garten zu arbeiten.

Indessen ist Jakob geruhsam seiner Wege gegangen. Bereits liegen die Häuser des Dorfes hinter ihm. Er bleibt stehen und holt Atem. Eigentlich fühlt er sich schon ein wenig müde, doch ist er nicht gewohnt, sich in solchen Dingen nachzugeben, und so legt er nur den Arm auf den Rücken, um sich ein wenig Halt zu geben, und blickt über das sanft hingebreitete Land. Hier und nirgendwo sonst hat er gelebt, ein ganzes langes Leben. Dies alles war seine Stube, sein Haus, seine Heimat. Seine Großeltern hatten da gewohnt, seine Eltern, seine Geschwister. Alle Kammern waren voll gewesen, aber jetzt waren sie leer. Nein, was sagt er da! Keinen Augenblick hatten sie leer gestanden, im Nu waren sie immer wieder besetzt gewesen. Als seine jüngste Schwester sich verheiratet hatte, waren schon etliche seiner Kinder da gewesen, und jetzt sind seines Sohnes Kinder da, und später... Ein leises Lachen kommt ihn an, und wie er seinen Weg fortsetzt, ist ihm, als gehe er mitten in einer Schar kleiner und großer Kinder.

Wie die Amseln singen! Und das kleine Gesie-

der läßt sich auch nicht lumpen. „Jakobli“, hört er seiner Mutter Stimme, „die Vögel singen sich wie die Glocken am Sonntag in unsere Herzen.“ Auf einem Gang durch die Wiesen war es gewesen, und er hatte wirklich in seinem Herzen ein süßes Prickeln gefühlt. Er sieht der Mutter Gesicht, wie es damals auf ihn niederschaute, zart und sanft von Farbe und irgendwie umrahmt von der unendlichen Bläue des Himmels. Er hatte nicht gewußt warum, aber die Weite war ihm plötzlich bedrohlich erschienen, als wäre etwas darin, das ihn berauben könnte; und er hatte jäh seine Mutter umklammert und dann auf ihre Fragen doch keine Antwort gewußt. Ein Jahr später war sie gestorben. Er war damals sieben Jahre alt und seine Geschwister teils älter, teils jünger gewesen. Der Vater, ein ruhiger Mann, war von da an noch stiller geworden. Wenn eines der Kinder nach der Mutter fragte, schaute er es lange an und ging dann irgendwohin. „Fragt nicht immer“, hatte die Magd einmal zornig gesagt, „er hat so schon genug zu tragen!“ In der folgenden Nacht hatte Jakobli geträumt, der Vater trage die Mutter über die Wiese nach Hause, und viele Tage lang hatte die Erwartung in ihm wie ein Fieber gebrannt.

Wie lange schon! denkt der alte Jakob. Auf dieser Straße ist einst sein Vater neben ihm geschritten. Auf jenem Acker haben sie miteinander gepflügt; in jenem Wäldchen haben sie manchen Baum miteinander gefällt. Der Vater hatte allmählich Frieden gefunden, sein Gesichtsausdruck verriet es, aber nie hatte er mit den Kindern über die Mutter gesprochen.

Jakob steht still. Ah, er weiß jetzt, wie das ist. Hat es seit Bärbes Tod eine Stunde gegeben, in der sie nicht bei ihm war? Hat man das Bedürfnis, über etwas, das einem so nahe ist, zu reden? Worte wären nur dazwischen gekommen und hätten immer wieder Wunden gerissen.

Die Sonne ist längst über den Hügellamm gestiegen. Sie verspricht viel für diesen Tag, und Jakob ist froh, als er den Wald erreicht. Der kühle Hauch, der aus den Zweigen zu rieseln scheint, erfrischt ihn.

„Hier wird einem immer so wohl“, hatte Bärbe gesagt, als sie das letztemal miteinander in den Rebberg gegangen waren. Sie hatten sich ein wenig hingesezt und waren ins Blaudern gekommen, von früher, als sie sich zum erstenmal gesehen hatten. „Damals wußte ich...“ sagte Bärbe, und als er sie anschaute, weil sie schwieg, war ihr Antliz wie durchleuchtet von jenem jungen, ihm damals so unsäglich schön erscheinenden Gesicht.

Heiß faßt es an Jakobs Herz. Glück? Schmerz? Er weiß es nicht. Sein Rinn zittert ein wenig, seine Augen feuchten sich. „Bärbe“, sagt er, und es tönt mühsam wie von verhaltenem Weinen. Sein erstes Kind hatte ebenfalls Barbara geheißt und Bärbeli hieß seines Sohnes Älteste. Auch in zwei Nachbardörfern wuchsen je ein Bärbeli auf und eines bei seinem Sohn in der Stadt. Es macht Jakob Freude, daran zu denken; es ist... Ueber eine Schonung voll junger Tännchen bricht eine Fülle von Licht. Ja, so ist es: das Alte geht, und dann breitet sich das Junge aus und gedeiht. Jakob denkt an die Apfelbäume, die er bei der Geburt seiner Kinder gepflanzt hat. Sie sind groß und stark geworden und geben köstliche Frucht. Auch der erste trägt seine lebendige Krone auf festem Stamm, und er hat es nie übel genommen, daß Bärbe ihm von seinem zwölften Jahr an jeden Frühling ein paar Blütenzweige raubte, um sie auf des Kindes Grab zu legen. Es waren ja noch fünf Kinder da, aber kein Bärbeli mehr und lange Zeit war es gewesen, als hätten dessen blaue Augen und blonde Zöpfe alles Licht mit fortgenommen. Jetzt sind Bärbe und Bärbeli beieinander, und Jakob ist es, als säßen sie auf einem Hügel und warteten auf ihn.

Der Wald geht zu Ende. Die Straße entschlüpft dem Schatten, läuft zwischen Wiesen hindurch, macht einen Bogen, läßt Jakob bei seinem sanft zum Tal abfallenden Rebberg zurück und geht weiter und weiter. Von dorthier war Bärbe gekommen. An jenem Tag hat er sie zum erstenmal gesehen, denn sie stammte aus einem andern Dorf und war nur einer frank gewordenen Verwandten zu Hilfe geeilt. Das Wetter war unsteht gewesen, ein Regenschauer hatte sie glitzernd umhüllt, und bevor sie Jakob nahe gekommen war, hatte schon wieder die Sonne geschienen. „Guten

Tag!“ hatte sie gesagt und war im üppigen Grün des nachbarlichen Rebbergs verschwunden.

Jakob sezt sich an das Wiesenbord. Ihm ist so seltsam zumute, beinahe schwindlig, wie berauscht von einem Glück, das ihm vor vielen Jahren begegnet ist; und ihm ist auf einmal, als flösse sein ganzes Leben in diesen einen frühsommerlichen Tag zusammen. Er hört das Trillern eines Finkleins, das auf einem Rebstock in der Nähe sitzt, und zugleich vernimmt er das Läuten der Glocken, die ihn und Bärbe an ihrem Hochzeitstag zur Kirche geleiteten. Ein schöner Herbsttag ist es gewesen, blau, kein Hauch in der Luft, nur in den Kronen der Bäume ein beständiges Nieseln und Fallen. Zwei Jahre später ist Bärbeli gekommen und dann eines nach dem andern, bis das halbe Duzend voll war. Segen in Haus und Hof. Lange Zeit ist es so gewesen, bis zu Bärbelis Tod. Ein Jahr später haben ihm ein Hagelwetter und die Seuche im Stall alles zunichte gemacht.

Jakob blickt fröstelnd auf. Eine kleine Wolke hat sich vor die Sonne gesezt, und das Finklein ist fortgeflogen. Eigentlich sollte er nun an die Arbeit gehen. Allein die Erinnerung bannt ihn, und wie er wieder vor sich hinschaut, sieht er die verheerten Felder und die geschundenen Bäume. „Gottesgericht“, hatte jemand gesagt. Nun ja, man macht sich oft schuldig, ob man will oder nicht; aber er hatte sich nicht denken können, daß Gott sich an wehrlosen Dingen wie an Feldern oder Bäumen vergriff. Ein paar Monate später, als er in dem leeren und so absonderlich dunkel gewordenen Stall gestanden hatte, war ihm plötzlich gewesen, als schwebe Bärbeli wie ein heller Schein durch die Stille; deutlich sah er sein liebes Gesichtchen, aber dann verschwand es in größerer Helligkeit, und Bärbe trat durch die offene Tür, um ihn zum Essen zu holen. Ja, sie war immer da, im Glück und im Unglück, und immer ging er gestärkt aus ihrem Umkreis.

„Und du?“ fragt Jakob in die wieder ganz blau und sonnig gewordene Luft. Stille. Nun, er weiß es auch so; auch für sie wäre es allein oft zu schwer gewesen. Er erinnert sich ihrer schlanken, von vieler Arbeit hart gewordenen Hände, und er sieht sie über die Erde gebeugt, die Kinder erziehend, im Haus, am Herd, in Stall und Scheune. Nichts als Arbeit. Ein jähes Bedauern,

nicht für ihn, nur für Bärbe, faßt ihn an. „Nichts als Arbeit!“ wiederholt er beinahe böse. Doch als nun das Reblaub hinter ihm, von einem Windchen berührt, zu wispern beginnt, hört er dazwischen Bärbes warmes, wie in einem Kornfeld gereiftes Lachen.

Aber jetzt ist es wohl endlich Zeit, mit der Arbeit zu beginnen. Jakob holt den Karst aus dem Rebhäuschen und fängt an, den Boden zu ebnen. Der Karst kommt ihm heute schwerer vor als sonst, er muß immer wieder aufhören, und er hat noch lange nicht die Hälfte seines gewohnten Tagewerkes vollbracht, als er sich genötigt sieht, auf die Bank vor dem Rebhäuschen zu sitzen und zu ruhen. Die Hitze, denkt er und schließt die Augen. Er hört das Herz in dumpfen Schlägen pochen, doch wie er einnickt, ist es die Uhr in der Stube, und sein ältester Sohn steht davor und will sie anhalten. „Warum?“ fragt Jakob im Traum, und die jähe Freude über des Sohnes Heimkehr vergeht, denn Bärbe sitzt am Tisch und weint. Der Sohn läßt die Hand sinken; sein Gesicht, dem Vater zugekehrt, ist scheu und verschlossen.

So war es immer, denkt Jakob und ist plötzlich wieder ganz wach. Und dann wollte er fort. „Das Meer“, sagte er, und seine Augen flogen über alles hinweg wie fremde Vögel. „Komm“, sagte Jakob am Sonntag darauf und ging mit ihm in die Felder hinaus. Der Roggen stand hoch, sie konnten gerade noch darüber hinweg sehen; der Sohn war so groß wie der Vater. Jakob sagte nichts, sie standen nur und schauten. Doch wie sein Blick einmal des Sohnes Antlitz suchte, hingen dessen Augen an eine Wolke, die weißgebläht durch die Bläue zog. Der Weizen stand niedriger. In makelloser Glätte dehnte er sich aus, sanft nur bewegt vom Atem der sommerlichen Luft. Doch plötzlich fühlte Jakob, daß es nicht das Richtige war, daß jetzt ein Sturm kommen mußte, ein Orkan, irgend etwas Wildes, Entfesseltes von weit her, und er wandte sich ab, ging bekümmert nach Hause, ohne sich zu vergewissern, ob sein Sohn ihm folgte. Er wußte nur, daß dieser für die Heimat so gut wie verloren war.

Leichte Schritte wecken Jakob aus seinem Sinnen, und wie er nach der Seite schaut, woher

sie kommen, sieht er Bärbeli zwischen den Rebstöcken stehen.

„Aha“, scherzt sie fröhlich, „der Herr Großvater hat sein Mittagsschläfchen vor dem Essen gemacht! Recht hast du“, seufzt sie drollig und setzt sich auf die Bank, „ich muß nachsehen, ob die Hitze den Speck nicht zum Schmelzen gebracht hat. Kartoffeln gibt es dazu“, sagt sie, den Inhalt musternd, „Salat, für dich Wein, vom guten, alten, hat die Mutter gesagt, und für mich süßen Saft. Ich darf nämlich mit dir essen.“

Bärbeli verstummt. Wie schaut der Großvater sie an! So ernst und doch so lieb und als wäre etwas Feuchtes in seinen Augen.

„Großvater“, sagt sie, stellt den Korb, der zwischen ihnen steht, auf die andere Seite, schlingt den Arm um seine Schultern und legt ihre blühende Wange an die seine, „das mit dem Schläfchen, du weißt doch, daß es nur Scherz war!“

„Bärbeli“, sagt Jakob, und sie fühlt, daß er an etwa ganz anderes als an sein Schläfchen denkt, „als ich dich vorhin plötzlich dastehen sah ... mir war ... ich glaubte ... keines von allen Kindern gleicht so der Großmutter wie du.“

Jakob bleibt noch eine Weile sitzen, nachdem Bärbeli gegangen ist. Das Blau des Himmels ist tiefer geworden, wie geläutert von den Gluten der Sonne. Die Stille ist groß und doch voller Leben, erfüllt von Wachsen und Reifen. Jakob weiß nicht, warum ihm auf einmal ist, als sei heute ein Festtag. Die Ruhe? Das schöne Wetter? Da taucht, als hätte sie nur darauf gewartet, eine Erinnerung in ihm auf, und damals war es wirklich ein Festtag. Er sieht sich mit Bärbe der Station zuschreiten. Die geschnittenen Wiesen, es ist nach der Heuernte, sind feucht von Tau, wo die Sonne hinfällt, glizert es wie von tausend Diamanten. Sie gehen still, voller Erwartung. Zum erstenmal wollen sie den jüngsten Sohn, der im Spätherbst geheiratet hat, in der Stadt besuchen. Als sie dort ankommen, ein wenig verwirrt vom Lärm und Getriebe, stehen wie aus dem Boden gewachsen der Sohn und seine junge Frau vor ihnen und nehmen sie in die Mitte. Wie leicht nun alles ist! Die Straßen sind voller Farben und Leben. Eine Musikkapelle zieht an ihnen vorbei; die Sonne lockt ganze Strahlenbündel aus den Instrumenten und Uniformknöpfen.

Dann führt der Weg in den Schatten einer Anlage, und unversehens stehen sie vor einem Rondell gelb und rot flammender Büsche. Jakob muß an den Busch in der Bibel denken, an den brennenden Busch, aus dem Gott sprach. Erfüllt von dem Wunder gehen sie noch eine kurze Strecke und sind in ihres Sohnes Haus. Sie sitzen beisammen, so gemütlich wie daheim in der Stube, und die junge Frau sorgt für sie. Sie tut es still und unauffällig, ihr zuzusehen ist eine Freude, und das Mittagessen ist ein richtiges, kleines Festmahl geworden. Am Nachmittag machen sie einen Spaziergang, und nachher sitzen sie im Garten, der zum Haus gehört. Er ist klein, doch liebevoll gepflegt, und aus der Rebblauwe sieht man in ein ganzes Gebüsch von Margueriten, Schwertlilien und Mohn.

Ganz versunken in Erinnerung lächelt Jakob vor sich hin. Ein Windchen streicht über seine ruhenden Hände, und da ist ihm, als säße Bärbe neben ihm, doch wie er hinschaut, ist der Platz leer. Er besinnt sich auf die Gegenwart und denkt an die Arbeit, die auf ihn wartet. Lange genug hat er nun gesäumt; was für ein Faulpelz ist er doch heute! Allein, wie er aufstehen will, befällt ihn ein Schwindelgefühl und eine bleierne Müdigkeit hält ihn zurück. Die Sonne hat auf ihrer Wanderung den Gipfel längst überschritten, aber noch steht sie hoch und königlich herrschend, und die Schatten wagen sich nur langsam unter den Bäumen hervor. Fürwahr, ein langer Tag — ein langes Leben! Eine seltsame, beinahe zärt-

liche Sehnsucht nach Ruhe und Schlaf breitet sich in Jakob aus. Und dieser Sehnsucht entwächst das Bild seiner Mutter; mit ihrem zarten Lächeln neigt sie sich über sein Bettchen und deckt ihn sorglich zu. Dann verwandelt sich das Bild wie ziehende Nebel, und jetzt ist es Bärbe, die sich über die Betten der Kinder neigt. Er selber steht unter der Tür, geht dann hinaus und macht seine Runde um Haus und Hof, und alles ruht still und behütet im tiefen Frieden der Nacht. Und noch einmal verwandelt sich das Bild. Er neigt sich zum letzten Male über Bärbe, über das Liebste, was er auf Erden besaß, doch wie der Schmerz würgend hochsteigen will, schlägt Bärbe die Augen auf, der Schmerz verebbt, und ein letztes, schwebendes Wissen ist in ihm, daß er sie nie mehr verlieren kann.

*

Dieser lange, schöne Tag neigt sich dem Abend zu. Der Bauer und der Knecht kommen vom Felde, und noch immer ist der Vater nicht aus dem Rebberg zurückgekehrt.

„Ich gehe ihm entgegen“, sagt der Bauer.

Ihm ist plötzlich so unruhig zumute, er muß sich beinahe Gewalt antun, um nicht zu rennen. „Vater!“ ruft er, als der Wald zu Ende geht, und noch einmal „Vater!“ als er sich dem Rebberg nähert. Doch kein Schritt und keine Antwort kommen ihm entgegen. Auf der Bank vor dem Rebhäuschen findet er ihn. Ein wenig zusammengesunken, aller Müdigkeit entronnen, sitzt er in der friedlichen Ruhe des Abends.

Marie Bretscher

SOLDANELLE

PETER BRATSCHI

Lauwischnee liegt schattenhalb
Und daneben dämmern falb
Junger Erde Brocken.

Soldanelle ist erwacht,
Läutet heimlich in der Nacht,
Will den Frühling locken.

Ihre Schale klingt am Rand
Zwischen Schnee und Dämmerland:
Glocke an der Grenze.

Läutet Abschied jetzt dem Frost,
Läutet zagem Lenze Trost,
Dass er sich bekränze.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.